

## Heimat und Zugehörigkeit in Europa

**Es ist uns heute nicht mehr möglich, von ‚Heimat‘ zu sprechen, ohne ihre Ambivalenzen und Paradoxien mitzudenken. Heimat und das Streben nach einer klaren Verortung erscheinen uns heute wieder zunehmend wichtig. Mit der fortschreitenden Globalisierung, den kommunikativen Entgrenzungen und mit dem zunehmenden Ineinandergreifen verschiedener sozialen Welten wird sie in der späten Moderne ebenso begehrt wie umkämpft. Und angesichts der zunehmenden Mobilität immer schwerer zu bewahren. Als Gegenstand konflikthafter Auseinandersetzungen droht uns das Gefühl der Zugehörigkeit allmählich abhanden zu kommen ... was ihre Attraktivität steigert. Zugleich: Je mehr Sehnsucht nach einer Heimat, desto expliziter auch das Sprechen darüber.**

Ein Paradoxon zeigt sich darin, dass, je mehr sie nun zum Objekt unserer Reflexion wird, sich desto eher ihre Selbstverständlichkeit verliert. Damit geht eine der kostbarsten Eigenschaften der Zugehörigkeit verlustig: Heimat als das, was nicht ausgesprochen zu werden braucht; der Zustand, in dem wir uns im gegenseitigen Einvernehmen mit unseren Nächsten ohne viele Worte einfach heimisch wohl fühlen. Da wir den Diskurs über Heimat bereits über Jahrhunderte weit vorangetrieben haben, gingen wir der Leichtigkeit der Zugehörigkeit verlustig. So wird zum Anliegen, die Möglichkeiten der Beheimatung in den heutigen reflexiven Gesellschaften auszuloten, die sich sowohl ihrer Begrenzungen, als auch der neuen Möglichkeiten zunehmend bewusst werden. Dabei gilt zunächst, von bestimmten Frames abzusehen, die den Heimatbeg-

riff mit gefährlichen, exkludierenden und unzeitgemäßen Bedeutungen versehen.

Wir alle wissen dass, erstens die nationalistischen Untermauerungen des Heimatbegriffs viel Unrecht und Leiden mit sich gebracht haben. Nach außen hin wurden zahlreiche Kriege geführt, die der Ausdehnung des politischen Raumes einer Nation, mehr nationalem Wohlstand und nach der Beherrschung schwächerer Nationen dienten. Fast alle modernen Kriege speisten sich aus nationalen Feindschaften, welche die Führer schürten. Die für diese Kriege mobilisierten Rhetoriken verliehen dem Heimatgefühl der Angreifer – ebenso wie der Belagerten - die abstrakte Bezugsgröße des Nationalstaates. Nach Innen wandten sich die nationalistischen Politiken gegen alles Fremde, welches das Einvernehmen der Mehrheit in Frage stellen könnte. In Europa, ebenso wie in weiten Teilen der Welt, führten solche Maßnahmen zu kultureller Homogenisierung, die Minderheiten ausgrenzte.

Das Postulat einheitlicher Kultur und gar die Doktrin, in einem nationalen Territorium reines Blut zu erhalten, brachte zweitens, mindestens zwei Denkfiguren hervor, die heute beträchtliche Exklusionen verursachen. Dazu gehört einerseits die Vorstellung, dass man nur an seinem Ursprungsort verwurzelt und beheimatet sein kann, und andererseits die Idee, dass fremde kulturelle wie soziale Elemente, sprich: fremde Menschen, die einwandern, unser Heimatgefühl bedrohen. Die Vorstellung der Heimat als einer kulturellen Übereinstimmung des kollektiven Wir torpediert die Möglichkeit, den Zuwanderern im eigenen Territorium Platz anzubieten und sich gemeinsam eine neuartige Heimat zu schaffen. Wir wis-

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

JOANNA PFAFF-CZARNECKA

6. Oktober 2012

[www.kas.de/deutschesprache](http://www.kas.de/deutschesprache)

[www.kas.de](http://www.kas.de)

sen, dass vom Dissens zur Teilhabe, zur Anerkennung der Differenz und zum Entstehen gemeinsamer ziviler Codes ein weiter Weg führt, doch wir kennen viele Beispiele, gerade aus Berlin, wo die sogenannte ‚Konvivialität‘ gelingt.

Mein heutiger Beitrag beschäftigt sich insbesondere mit der dritten problematischen Vorstellung von ‚Heimat‘, nämlich mit der Idee, dass der Mensch nur eine Heimat haben kann. Die neue Brisanz des Heimatbegriffes liegt – so meine Überzeugung, die mit der eigenen ‚europäischen‘ Migrantenbiographie (von Polen in die Schweiz; aus der Schweiz nach Deutschland) zusammenhängt – vor allem in der Vielfalt der möglichen Zugehörigkeiten begründet, die uns das Vermögen verleiht, uns eine neue Heimat zu schaffen. Aus der Perspektive eines jeden Menschen lassen sich verschiedene Zugehörigkeiten – mehr oder weniger leicht – miteinander kombinieren, gewichten und gestalten. Wir können, wenngleich nicht beliebig, alte Zugehörigkeiten ablegen und in neuen sozialen Räumen heimisch werden. Dabei können Zugehörigkeiten in recht unterschiedlichen Konstellationen entstehen – und nicht nur in räumlichen Koordinaten.

Lassen Sie mich diese These zunächst anhand eines Beispiels erhellen, das schon weit in der Vergangenheit zurückliegt. Dieses Beispiel wird eine Grundlage bieten, um meinen Begriff der Zugehörigkeit zu erläutern, der dem der ‚Heimat‘ zugrunde liegt, aber nicht ihren semantischen Ballast trägt. Anhand eines zweiten aktuellen Beispiels werde ich auf die multiplen Zugehörigkeiten zu sprechen kommen und mit einem Fazit schließen.

Albert Wettstein, der Ur-Großvater meines Mannes, veröffentlichte am Ende seines langen erfüllten Lebens im Jahr 1920 seine Memoiren, die seinen Werdegang von einem einfachen Bauernbub aus dem Zürcherischen Oberland zu einem angesehenen Pfarrer in Küsnacht an der Goldküste des Zürichsees nachzeichnen. Es handelt sich dabei um einen persönlichen Werdegang wie um den eines sozialen Aufstiegs, den ich als eine Form von Migration, nicht nur zwischen geographischen Orten, sondern

auch als Bewegung zwischen verschiedenen sozialen Schichten sehe. Nachdem ein Lehrer seine Intelligenz bemerkte, förderte er den jungen Wettstein, der sodann den Wechsel auf ein Gymnasium schaffte und anschließend sein Theologiestudium absolvierte. Danach führte sein Weg nach einem Vikariat auf die erste Pfarrstelle in Tösstal, im östlichen Kanton Zürich, von wo aus er sich um die Hand von Fräulein Rebmann bemühte. Sein ergreifender Brief, der seine Wirkung nicht verfehlte, hatte Zugehörigkeit als Leitmotiv. Dieser Brief spricht von mindestens drei Zugehörigkeiten: Die erste bietet Wettstein dem jungen Fräulein in seinem Herzen und in dem Pfarrhaus an, wo man sich weit und frei, wohl und heimelig fühlen könne. Als zweite Verortung beschreibt Wettstein die Pfarrgemeinde, in der seiner Gattin, die Gutes und Nützliches beizutragen hätte, ein wichtiger Platz zukommt. Die dritte Wortbedeutung drückt er in seinem Bedauern aus, dass Fräulein Rebmann ihre schöne Heimat Stäfa am blauen Zürichsee zugunsten des lieblichen, doch weit weniger spektakulären Bauernortes im Tösstal aufgeben müsste. Er konnte da ja nicht ahnen, dass sie später nach Küsnacht umziehen würden!

Albert Wettstein lobt die abgeschiedene Gemeinde, die noch nicht durch den verflachenden und austrocknenden modernen Geist verdorben ist, wo man Gegenseitigkeit groß schreibt. Der nationale Rahmen spielt in den Memoiren keinerlei Rolle. Die Heimat, von der er spricht, ist kleinräumig, nah am Menschen. Landschaft, Besitz und die Vertrautheit mit dem sozialen Gefüge verleihen ihr eine sinnliche Faktizität. Das Schreiben an Lina Rebmann spricht verschiedene Facetten der Zugehörigkeit an, die der um sie werbende Mann zu einem kohärenten Ganzen zusammenfügt. Er benutzt das Wort ‚Heimat‘ zwar nur im geographischen Sinn, doch es ist offensichtlich, dass er einen geliebten Menschen braucht, um in seinem Herzen und Haus heimisch zu werden und dass er in dem Beruf, dessen Ausübung die Frau Pfarrer als eine wichtige Säule mitträgt, seinen Ort auf der Welt findet.

Diese Memoiren geben die drei Facetten dessen wieder, die die komplexen Konstellation

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

JOANNA PFAFF-CZARNECKA

6. Oktober 2012

[www.kas.de/deutschesprache](http://www.kas.de/deutschesprache)

[www.kas.de](http://www.kas.de)

tionen der Zugehörigkeit ausmachen. Zugehören, Dazugehören und das Zusammengehören sind alltagsweltliche Begriffe, welche beides: die Geborgenheit und den hohen Stellenwert des Aufgehobenseins, im sozialen Gefüge versinnbildlichen und zugleich soziale Grenzziehungen und Unterwerfung durch machtvoll soziale Codes zum Ausdruck kommen lassen. Gemäß Floya Anthias bedeutet 'belonging' das Teilen von Werten, Netzwerken und Praktiken. Ghassan Hage betont, dass Zusammengehörigkeit das kombinierte Resultat von Vertrautheit, Sicherheit, Gemeinschaft und des Sinns für Möglichkeit sei. Zugehörigkeit ist somit eine emotionsgeladene soziale Verortung, die ich im Wechselspiel zwischen (1) der Gemeinsamkeit, (2) der Gegenseitigkeit und (3) der materiellen und immateriellen Bindungen, ja, Anhaftungen sehe. Es handelt sich um eine zentrale und komplexe Dimension menschlicher Existenz, die in der Alltagswelt einfach gefühlt, aber oftmals verunsichert, herausgefordert ... und leidenschaftlich verteidigt wird.

Schauen wir uns die drei Dimensionen genauer an. Gemeinsamkeit ist die Wahrnehmung des Teilens – des gemeinsamen Schicksals, der kulturellen Formen (Sprache, Religion, Lebensstil) und Werte. Gemeinsamkeit wird individuell gefühlt und kollektiv ausgehandelt. Wichtig ist die Unterscheidung zwischen der – unausgesprochenen - Selbstverständlichkeit der gemeinsamen Praktiken einerseits, und der durch soziale Grenzziehungen entstehenden Wahrnehmung des Wir und des Anderen sowie eines in sozialen Hierarchien verorteten Wir andererseits. Für die Selbstverständlichkeit der Zugehörigkeit sind zentral die – oft impliziten – gemeinsamen Wissensvorräte, das Teilen von Erfahrungen und das Gefühl, sich mit anderen Menschen durch gemeinsame Bande zu einem Ganzen verbunden zu wissen. Zugleich wird Gemeinsamkeit oftmals durch einen kollektiven sozialen Grenzhorizont wahrgenommen, der zwischen Insidern und Outsidern zu unterscheiden hilft, der inkludiert und exkludiert. So speist sich die Gemeinsamkeit aus Kategorisierungen, mentalen Checkpoints, alltäglichen Unterscheidungen sowie aus

öffentlichen Repräsentationen, die allesamt soziale Grenzziehungen reproduzieren.

Das gesellschaftliche Wissen innerhalb des Wir-Gefüges wird habitualisiert und in sozialen Aushandlungen institutionalisiert und legitimiert. Damit werden die Normalität und die Natürlichkeit einer Ordnung erzeugt, auf die sich die Insider berufen können, und worauf die Machtverhältnisse ruhen. Daran, was als gesichertes Wissen gilt, also die Normalitätsunterstellungen, reziproke Verhaltenserwartungen, Weltdeutungen, ästhetisches Empfinden und Handlungsrepertoires, nährt sich die Unterscheidung zwischen Fremdheit und Vertrautheit.

Das Einverständnis über diese Regeln bildet die Grundlage für die Muster der Reziprozität – die zweite Dimension der Zugehörigkeit, die sich mit den Regeln für gegenseitige Leistungen und mit dem Aufrechnen gegenseitiger Verpflichtungen beschäftigt. Auf den gegenseitigen Verhaltenserwartungen, die in der Bereitschaft resultieren, einander gegenüber Gaben und Dienste anzubieten und kollektive Güter zu schaffen, bauen die Loyalität und das gemeinsame Commitment der Mitglieder auf, die für die Reproduktion von Zusammengehörigkeit unterschiedlicher Größenordnungen notwendig sind: Die Zusammengehörigkeit in einer Nation bedeutet die Teilhabe am gesellschaftlichen Wohlstand, politische und kulturelle Rechte – was im Gegenzug bürgerliche Pflichten auferlegt. Familiäre Reziprozitätsmuster verlangen den Angehörigen Gehorsam, Loyalität und gegenseitigen Beistand ab. Auch Cliques und Freundschaftszirkel rechnen gegenseitige Leistungen auf. So unausgesprochen die Regeln auch sein mögen, die Zusammengehörigkeit fußt auf gegenseitiger Kontrolle und Erwartungen. Fast überall entstehen, was ich als ‚Regimes der Zugehörigkeit‘ bezeichne: Kollektiver Erwartungsdruck in Bezug auf Anwesenheit, Investition der eigenen Zeit, finanzielle Beiträge zum gemeinsamen Wohle sowie die Bereitschaft zum künftigen Engagement sind allesamt der Preis der Sicherheit eines Wir-Gefüges. Auch lose Kollektive greifen auf Sanktionen zurück durch Ausschluss, durch Geringschätzung, durch das Versagen

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

JOANNA PFAFF-CZARNECKA

6. Oktober 2012

[www.kas.de/deutschesprache](http://www.kas.de/deutschesprache)

[www.kas.de](http://www.kas.de)

von Unterstützung, wenn sie die einzelnen Mitglieder als Trittbrettfahrer wahrnehmen.

Zugehörigkeit bedeutet nicht nur Bindungen an oder zu Menschen, sondern auch an immaterielle und materielle Objekte und an die natürliche Umwelt, in der wir leben. Die Welt der Objekte steht zu uns in einem komplexen Verhältnis. Es ist nämlich so, dass nicht nur die Objekte uns, sondern dass auf eine gewisse Weise auch wir den Dingen gehören. Diese lassen uns nicht los, sondern nehmen uns oftmals gefangen. So ist es auch denkbar, dass wir mit unseren materiellen Objekten zusammengehören. Die materielle Welt schafft Anhaftungen, gar Verbindlichkeiten, denken wir etwa an die bindende Kraft rechtlicher Verträge, die das Wohn- und das Landeigentum schützen. Zudem können solche Artefakte wie die Grabstätten der Ahnen für Menschen eine hohe emotive Bedeutung besitzen und Identität stiften.

Erst das Zusammenspiel von Gemeinsamkeit, Gegenseitigkeit und Anbindungen schafft Zugehörigkeit und bildet die Grundlage für das Heimatgefühl. Alle drei Dimensionen haben eine starke Faktizität und werden sinnlich erfahren. Solche Verbindlichkeiten verfestigen sich weit stärker innerhalb kleiner sozialer Welten als in Bezug auf solche abstrakten Größen, wie Europa, Welt oder Nation (außer bei Sportereignissen). Diese direkte Erfahrbarkeit bringt mit sich, dass Zugehörigkeit aus der Perspektive einzelner Personen stets multipel ist und durch sehr unterschiedliche Koordinaten stabilisiert wird. Zu den Herausforderungen der heutigen Zeit gehört wohl, dass unsere verschiedenen Zugehörigkeiten sich weit weniger zu einem kohärenten Ganzen zusammensetzen lassen, als es Albert Wettstein noch gelungen ist. Denken wir nur an das Problem, heutzutage Familie und Beruf zu vereinen.

Ich greife nun auf ein zweites Beispiel eines individuellen Werdegangs zwischen verschiedenen kleinen Welten zurück, das dies verdeutlicht. Der Regisseur Fatih Akin, der in seinen weltweit akklamierten Filmen die verschiedenartigen Herausforderungen türkischer Herkunft in der Migration themati-

siert, hat neulich in einem Zeit-Interview erzählt, wie es dazu gekommen ist, dass er eine Künstlerkarriere eingeschlagen hat und nicht in Gewalt abrutschte. Er sprach von einer Kindheit, in der vieles darauf hindeutete, dass er für sich eine Beheimatung in der (Selbst)Exklusion einer Parallelwelt wählen und ein Zuhause in einem türkischen Schlägertrupp finden würde. Er wollte einer Gang angehören, um sich und seinesgleichen gegen die Übergriffe der Neonazis zu verteidigen, auch, weil sie Bomberjacken mit dem Namen der Gang und Gürtel mit Nieten trugen, die ihn schwer beeindruckten. Aufgewachsen in einem Migrantenmilieu in Hamburg-Altona, war für Akin der Weg zur Gewalt umso mehr angelegt, als sein Vater, der sich oft prügelte, hierzu ein Rollenmodell bot. Einer Schlägergang anzugehören und sein Revier zu verteidigen, schien ein natürlicher Werdegang eines männlichen Zuwanderers türkischer Herkunft zu sein. Dass er sich von diesem Milieu abwandte, das Abitur machte und seine Künstlerkarriere einschlug, schreibt Akin den Bemühungen seiner Mutter zu, ihn nicht nur aus der Gang zu holen, sondern ihm auch eine andere Option der Verortung zu bieten. Sie schrieb ihren Sohn in einer Leihbibliothek ein und wachte monatelang darüber, dass er seine Zeit auch wirklich mit Buchlektüre verbrachte. Eine wichtige Hilfestellung leistete auch sein islamischer Glaube, der Akin moralische Orientierung bot.

Fatih Akins Erzählung bringt gleich mehrere zentrale Facetten der Zugehörigkeit zur Sprache. Sie thematisiert die Vielfalt der Zugehörigkeiten, in die Menschen von heute gleichzeitig eingebunden sind. Ferner veranschaulicht sie die persönliche Navigation zwischen unterschiedlichen Zugehörigkeiten, die das Abwägen von Optionen notwendig macht und mit Schwierigkeiten der Grenzüberschreitung zwischen verschiedenen Räumen der Zugehörigkeit konfrontiert ist. Fatih Akin betont die Möglichkeiten der Wahl und die harte Arbeit, die das Wählen und das Umsetzen von Lebensentscheidungen bedeutet. In seinem Fall boten die Eltern zwei recht unterschiedliche Rollenmodelle, von denen sich dasjenige der Mutter durchsetzte. Seine Erzählung trotz mindestens zwei Stereotypen, mit denen die Öf-

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

JOANNA PFAFF-CZARNECKA

6. Oktober 2012

[www.kas.de/deutschesprache](http://www.kas.de/deutschesprache)

[www.kas.de](http://www.kas.de)

fentlichkeit den Migranten türkischer Herkunft begegnet: Die Mutter wird als ein handelndes Subjekt dargestellt, die für ihren Sohn eine Vision entwickelt und umsetzt, indem sie viel von ihrer Zeit investiert. Zudem kommt der Islam nicht als eine Form einengender Vergemeinschaftung zur Sprache, sondern als ein Reservoir an Vorstellungen von Recht und Schicklichkeit, die im biographischen Werdegang als Ressourcen mobilisiert werden. Schließlich verdeutlicht seine Erzählung auch die interne Differenzierung eines „Migrantenmilieus“. Das Leben des heranwachsenden Akins (wie auch seiner Peers) spielt sich zum einen zwischen dem Zuhause, der Schule, dem Jugendhaus, der Moschee, der Straße und der Bibliothek ab, und diese verschiedenen Zugehörigkeitsräume lassen sich besser oder schlechter miteinander kombinieren. Innerhalb der sozialen Formation der ‚türkischen Migranten‘, die in der Literatur und auch in der öffentlichen Wahrnehmung allzu häufig kollektiviert werden, findet sich zum anderen eine breite Palette an unterschiedlichen sozialen Positionierungen. Dafür bieten schon Akins Eltern in ihrer Verschiedenheit ein wunderbares Beispiel. Dieses Beispiel lässt sich generalisieren.

Gesellschaftliches Leben spielt sich heute in pluralen Verhältnissen ab. Räumliche und soziale Mobilität sowie die Gleichzeitigkeit verschiedenartiger Ein- und Anbindungen sind wichtige Charakteristika dieser Pluralität. Zygmunt Bauman spricht von einem „Verschwinden der monopolistischen Ambitionen kollektiver Zusammengehörigkeit“. Kollektive verlieren ihre Hoheit über die Mitglieder. Sie akzeptieren zunehmend das Teilen ihrer Mitglieder und sind - gemäß Bauman - nicht mehr in der Manier monotheistischer Gottheiten eifersüchtig. Doch die Pluralisierung der sozialen Welten kann das Zugehören sowohl persönlicher und daher gewollter als auch anstrengender werden lassen. Denn die Flexibilisierung und Differenzierung menschlicher Bezugshorizonte stellt an die Zugehörigkeitskonstruktionen besondere Anforderungen. Diese betreffen sowohl das Herstellen und Aufrechterhalten von Gemeinsamkeit und Gegenseitigkeit als auch das Festigen und Lockern der verschiedenartigen Anbindungen.

Dem von Calhoun 2003 und Vieten 2006 vorgeschlagenen Ansatz der ‚multiplen Zugehörigkeit‘ liegt die Einsicht zugrunde, dass Menschen im Verlauf ihres Lebens gleichzeitig und nacheinander in unterschiedlichen kollektiven Einbindungen leben und Grenzüberschreitungen vornehmen. Manche kollektive Einbindungen sind – in der Regel – angeboren (Familie), andere erworben (Berufsgruppe). Manche sind zwingender (Familie, Religion) als andere (Hobby-Vereine). Manche Zugehörigkeiten sind leichter zu erlangen als andere (Stellenwechsel vs. religiöse Konversion oder Staatsbürgerschaft), und manche Mitgliedschaften sind leichter abzulegen als andere (Austritt aus einem Hobby-Verein vs. aus einer Sekte).

Es handelt sich um verschiedenartige Konstellationen: Mehrfachzugehörigkeiten entstehen in >Sowohl-als-auch<-Situationen, etwa dann, wenn man zwei Pässe besitzt. Soziale Welten differieren je nach Situationen, Kontexten oder Organisationstypen, also zwischen dem Elternhaus, der Schule / Klasse und dem Freizeitverein. Ferner sind Mehrfachzugehörigkeiten durch räumliche Dehnungen und Verschachtelungen gegeben. Menschen können sich zugleich Istanbul und der Türkei; Istanbul und auch Hamburg zugehörig fühlen; zugleich einem türkischen Dorf und einer Kreuzberger Nachbarschaft. Daraus ergeben sich unterschiedliche Horizonte der Zusammengehörigkeit, die sich zu einem Erleben der Heimat verdichten können.

Aus der individuellen Perspektive ist frappant, dass neue soziale Welten Zugehörigkeit bieten können, nachdem man sich früher in den – vermeintlich – ‚eigenen Welten‘ fremd gefühlt hat. Das trifft etwa für transsexuelle Milieus zu, wo Menschen eine Verortung finden können, nachdem sie sich während ihrer Kindheit und Jugend nicht einmal in ihrem Körper heimisch gefühlt haben und mit harten Ausgrenzungen leben mussten. Beim Eintritt in eine neue soziale Welt können Fertigkeiten gefragt sein, die in einem Menschen „schlummern“, ohne dass man es wusste. Ein aufmerksamer Schullehrer kann einem aus bildungsfernen Familien stammenden begabten Kind, wie Albert

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

JOANNA PFAFF-CZARNECKA

6. Oktober 2012

[www.kas.de/deutschesprache](http://www.kas.de/deutschesprache)

[www.kas.de](http://www.kas.de)

Wettstein, den Weg zur Bildung wie Berufung ebnen. So kann das Studium der Theologie oder Mathematik oder die Computertechnik ein neues berufliches Zuhause anbieten, das man in der Familie, im Heimatdorf oder in den Jugendcliquen vermisst hat. Menschen behaupten immer wieder, dass das Berufsleben ihnen ein Gefühl von Zugehörigkeit vermittelt hat, nachdem die Kindheit mit Erfahrungen der Fremdheit durchdrungen war.

Lassen Sie mich zum Schluss nicht rekapitulieren, sondern einige Grundannahmen der hier vorgestellten Thesen verdeutlichen.

Erstens. Für unser Verständnis der Gemeinsamkeit ist die Unterscheidung zwischen der Zugehörigkeit und der Zusammengehörigkeit bedeutsam. Dies legt einen perspektivischen Wechsel nahe – nämlich den zwischen kollektiven Schließungen, die einerseits nach dem Erhalt des gemeinsamen Status Quo trachten, und andererseits den individuellen Optionen in Konfrontationen mit kollektiven Positionierungen. Wir Menschen sind in kollektive Konstellationen eingebunden, von wo aus wir sowohl fremde Intrusionen abwehren, aber auch das Ausscheiden unserer Weggenossen nicht mögen. Zugleich reiben wir uns als individuelle Personen an den besagten kollektiven Grenzen, die wir zu überschreiten suchen. Diese Spannung, die komunitäre mit individuellen Handlungslogiken in ein wechselseitiges Verhältnis setzt, prägt unsere ständige Auseinandersetzung, wie sich die stets voraussetzungsreiche Heimat mit der Freiheit der Wahl vereinen lässt.

Zweitens sind Zugehörigkeiten heute, nicht nur multipel, sondern auch sehr verschiedenartig. Diese äußern sich in höchst unterschiedlichen europäischen Erfahrungen. Albert Wettstein hob den hohen Stellenwert des gewachsenen kleinräumigen zwischenmenschlichen Engagements hervor. Die von ihm im Werbebrief an Lina Rebmann beschriebene Gemeinde Wildberg schreibt heute auf ihrer Homepage: „In unserer 900-Personen-Gemeinde fühlt man sich einfach wohl. Hier wohnen Familien, die schon seit Generationen verwurzelt sind, aber auch Neuzuzüger, welche die Lebensqualität in

Wildberg entdeckt und schätzen gelernt haben“.

Andere europäische Erfahrungen sprechen von den Schrecken der Kriegswirren und von Vertreibungen: Teofila Reich-Ranicki betonte am Ende ihres Lebens, dass ihr Vaterland die fünf Jahre des zweiten Weltkrieges seien, von deren Schrecken sie sich zeit ihres Lebens nicht loszulösen vermochte. Ihr Ehemann Marcel fand sein Vaterland hingegen in der Literatur. Hanna Arendt sah wie die Reich-Ranickis wenig Anlass, sich nach dem Verlust ihrer deutschen Heimat neuen Sachzwängen nationaler oder ethnischer Zugehörigkeit auszuliefern. „Mein Problem war“, so Arendt, „dass ich nie habe dazugehören wollen, nicht einmal in Deutschland, und dass ich deshalb Schwierigkeiten hatte zu verstehen, welche große Rolle das Heimweh bei allen Zuwanderern spielt, sowieso und in besonderem Maße in den Vereinigten Staaten, wo der nationale Ursprung, nachdem er seine politische Bedeutung verloren hatte, zum stärksten Band in der Gesellschaft und im Privatleben wurde. Was für diejenigen, die um mich herum lebten, das Land, vielleicht eine Landschaft, ein festes Gefüge an Gewohnheiten und Traditionen und vor allem eine gewisse Mentalität war, das war für mich die Sprache.“ Sie beschreibt, wozu sie die nuancierte Handhabung des Deutschen befähigte und welche starke Bande sie dadurch zu ihrem europäischen Ursprungsraum aufrechterhalten konnte.

Das Exil und die vielfältigen Formen der Migration bringen die Herausforderung, aber auch die Chance mit sich, dass Zugehörigkeit nicht mehr als Verwurzelung erlebt werden kann und muss. Peter Handke trennt zwar begrifflich einerseits klar zwischen seiner Heimat in Kärnten und seiner neuen Bleibe in Paris andererseits. Zygmunt Bauman macht allerdings die außerordentlich wichtige und voraussetzungsreiche Unterscheidung zwischen einer Heimat ‚als Wurzel‘ und einer Heimat ‚als Anker‘. Das Bild der ‚Wurzel‘ impliziert, dass, wenn die Pflanze einmal aus dem Boden gerissen wurde, sie dann eingehen muss. Es impliziert auch, dass die Wurzel die Form der Pflanze vorgibt, aus der es kein Entrinnen

Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.

BERLIN

JOANNA PFAFF-CZARNECKA

6. Oktober 2012

[www.kas.de/deutschesprache](http://www.kas.de/deutschesprache)

[www.kas.de](http://www.kas.de)

gibt. Ferner schwingen hier eine auf die Gemeinschaft bezogene Ursprungsmetaphorik und die Vorstellung ihrer Vollendung mit. Vor Anker gehen kann man hingegen am Ort der Wahl; die Anbindungen nach dem eigenen Gutdünken wählen. Mit der Metapher eines Ankers lässt sich die Zugehörigkeit anders als bei der Wurzel weniger als Nostalgie (be-longing) sondern vielmehr als Möglichkeit (be-coming) denken. Mit der Figur einer neu kreierten, ja, einer neu zu kreierenden Heimat entstehen neue Horizonte, in denen sich Menschen höchst unterschiedlich einzufinden verstehen.

Ein Künstler wie Fatih Akin hat es geschafft, sich mit seiner Kunst in über das Lokale hinausreichenden transnationalen Zusammenhängen zu beheimaten. Damit hat er uns einen Vorschlag unterbreitet, Europa dichter, reicher und weitläufiger zu denken.